

Ruth Pfau

Leben ist anders

Lohnt es sich? Und *wofür*?

Bilanz eines abenteuerlichen Lebens

Herausgegeben von Rudolf Walter

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

HERDER spektrum Band 6795



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Titel der Originalausgabe: Leben ist anders
© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014

3., überarbeitete Auflage der Taschenbuchausgabe
(8. Gesamtauflage)

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2016
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Designbüro Gestaltungssaal
Umschlagmotiv: © Rudolf Walter

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-451-06795-2

Inhalt

1 Hat es sich gelohnt?	7
2 Jenseits des Banalen	11
3 Wirklich kein Warum?	19
4 Ruhestand, Unruhestand	33
5 Die Nachfolger	47
6 Ausgrenzung und Menschenwürde	71
7 Land auf dem Pulverfass	91
8 „Gott hat unser Land vergessen“	109
9 Leben ermöglichen	123
10 Stadt der Angst, Ort der Hoffnung	133
11 Selig, die am Frieden arbeiten	151
12 Islam, Islamismus und die Christen	169
13 Alte Wege, neue Wege	189
14 Heilig – mitten im Leben	201
15 Eine helle Traurigkeit	213
16 Große Klarheit, große Freiheit	225
17 Dunkelheit und Sinn	235
18 So einfach	243
 Eine Brückenbauerin <i>von Mervyn Lobo</i>	 245
Dank	255

1

Hat es sich gelohnt?

Als ich am 8. März 1960 in Karachi landete, nach einem ernüchternden, endlosen Flug über Steppe und Wüste, wusste ich nicht, dass dieses Land mein Schicksal werden würde. Es sollte ein Zwischenstopp auf dem Wege nach Indien sein. Wenn ich heute nach über 53 Jahren die Bilder aus dieser Zeit vor mir sehe und auf mein Leben schaue – erkenne ich mich immer noch als die, die damals aus dem Flugzeug stieg. Dazwischen liegt ein verrücktes, ein abenteuerliches und immer wieder in Frage gestelltes Leben.

Hat sich der Einsatz gelohnt? Wofür lohnt sich der Einsatz des eigenen Lebens überhaupt? Diese Frage hätte ich in unterschiedlichen Phasen meines Lebens ganz unterschiedlich beantwortet. Da war immer genügend Grund, um das Leben aufs Spiel zu setzen: die Lust am noch nie Dagewesenen, am Ausprobieren von neuen Lebensmöglichkeiten, die Freude am Abenteuer, das glückliche Lächeln eines Patienten. Ich habe das ganze Leben genossen, intensiv genossen. Und wollte herausholen, was sich herausholen ließ, nicht nur für mich, sondern primär „für alle“. Mein Leben war bunt, reich und voll. Es war nie einfach, aber schön, weil es so unterschiedlich, vielseitig, überraschend war. Überdies hatte ich Glück, immer wieder.

Ich habe mein Leben nie geplant und immer das Leben gelebt, das mich erwartet hat. Leben ist grundsätzlich Wandlung und Unsicherheit. Die Ahnung, dass hinter der nächsten Bergkette, hinter der nächsten Wegbiegung noch ein unbekanntes Land liegt, diese Lust am Abenteuer, dieses Wissen um die Offenheit, dieses Ja zum Risiko sind Bedingungen des Glücks.

Zumindest bis 1996, als wir die Lepra in den Griff bekamen, ist mein Leben recht eindeutig und geradlinig verlaufen, weil wir bis dahin ein klares Ziel vor Augen hatten. Ich kam nie auf den Gedanken, es sei nicht normal, was ich mache. So gesehen war alles ganz einfach. Ich hatte ein kindhaftes Vertrauen, dass nichts schiefgehen könnte. Und der Gedanke, dass ich aufs Ganze gesehen nicht erfolgreich sein könnte, ist mir nie gekommen. Warum hätte Er mich rufen sollen, wenn Er nicht wollte, dass ich das zu Ende bringe, wofür ich gekommen bin?

Ich gehöre zu der Generation, die nach der Erfahrung des Weltkriegs geschworen hat: So darf die Welt nicht weiterlaufen. Der Rest ergab sich von selbst und ungeplant. Ich war jung, und jung sein heißt ja: verändern wollen. Ein naiver Traum. Ob es immer mutig war, weiß ich nicht. Zum Mut gehört die volle Einsicht in die möglichen Konsequenzen.

Heute, im Alter, erwarte ich immer noch das Leben – ich erwarte andere Abenteuer, andere Herausforderungen. Wer alt ist, dem läuft die Sinnfrage schneller und unmittelbarer in die Arme: Einsamkeit, Behinderung, Krankheit, Tod. Erfahrungen, die mir teilweise noch fehlen, für die ich aber bereit bin.

Heute bin ich froh, dass ich manches nicht mehr machen muss, dass ich den Indus nicht mehr auf schwankenden Brücken überqueren oder auf weglosen Bergstrecken unterwegs sein muss, wo für jeden Fußtritt eine Nische in den Felsen eingehauen wurde und wo man nicht nach unten schauen durfte.

Aber grundsätzlich – mit dem Wissen und der Erfahrung von heute – ich wüsste auch beim Projekt der Lepra-bekämpfung nicht, wie man es anders hätte machen können. Ich hatte nie ein Programm, das ich „abgearbeitet“ hätte. Ich habe mich immer nur an dem entlanggetastet, was gerade vorlag und anstand. Das tue ich heute noch.

Meine Überzeugung war immer: Ich bin geschickt, um die Lepra in den Griff zu kriegen. Erst danach hat sich für mich die Frage gestellt: Was ist Sinn überhaupt? Man muss allerdings schon mit sehr großen Scheuklappen durch das Leben gehen, wenn man zeitlebens nur auf Effizienz, Leistung und Funktionieren aus ist und nicht sieht, dass – über den eigenen beruflichen Erfolg, über den Konsum und über die Bedürfnisbefriedigung hinaus – die Sinnfrage brennend ist. Es gibt zu viel Informationen über das, was an Problemen und Leid in der Welt ist, als dass man es übersehen könnte. Aber es ist natürlich ein Unterschied so groß wie der zwischen Himmel und Erde, ob man eine Information hat oder eine Erfahrung. Informationen kann man ausblenden. Aber keiner kann heute sagen, er hätte nichts gewusst über den wahren Zustand der Welt und des Lebens.

Lohnt es sich? Und wofür? Das sind die Fragen, die mich heute umtreiben. Simón Bolívar hat am Ende seines Le-

bens resigniert gesagt: „Ich habe nur das Meer gepflügt.“
Das trifft auf mein Leben nicht zu. Und auch im Alter
habe ich Erwartungen an das Neue, Andere, Unbekannte,
noch nie Erfahrene. Und vor allem: Ich habe Fragen. Viele
Fragen. Und schmerzliche. Antworten habe ich nicht.
Aber viele Geschichten.

Zum Beispiel die von Quayoom und Arif.

2 Jenseits des Banalen

Wenn es wenigstens noch ein besonderer Tag gewesen wäre, so wie damals in Azad Kashmir, nach dem Erdbeben. Wenn man morgens im Jeep aufwachte, war man schon darauf vorbereitet, dass etwas geschehen würde. Heute aber war ein ganz normaler Tag. Lobo sagte, Qayoom sei im Aga-Khan-Krankenhaus eingeliefert, und ob wir ihn heute gleich morgens besuchen könnten, sonst kämen wir doch nicht dazu. Er war angeschossen worden als er zum Helfen unterwegs war, in Gwadar, 16 Stunden Ambulanz-Fahrt von Karachi entfernt. Er liegt auf der Intensivstation. Schwer verletzt.

Er hat mich erkannt. Wenn er durchkommt, wird er wohl querschnittsgelähmt bleiben. Qayoom ist Lepraassistent in Baluchistan, im Südwesten Pakistans, dem Gebiet, das in diesem September 2013 von einem Erdbeben der Stärke 7,7 erschüttert worden war und das immer noch von Nachbeben bedroht ist.

Sie brachten mir eine zweite Nachricht, eine E-Mail aus Deutschland. Da stand, dass Arif, Lepraassistent aus Afghanistan, ins Leitungsteam von Lepco in Kabul aufgerückt sei. Lepco, die Abkürzung von „Leprosy Control“, ist das afghanische Programm, das jetzt gut 100 Mitarbeiter beschäftigt und bisher ausschließlich von europäischen Ärzten koordiniert wurde. 1984 waren wir, mit zwei afghanischen Leprahelfern, die selber Patienten ge-

wesen waren, von Pakistan aus „undercover“ über die Grenze gegangen und hatten in Malestan ein Krankenhaus aufgemacht, die Keimzelle von Lepco ... Ich kenne Arif, er hat Ideen, kann sie durchführen, ist selbstkritisch. Er hilft enorm.

Ich werde ihm gratulieren und noch schreiben, dass ich sehr froh bin über die Entwicklung.

Überall, vom Erdbebengebiet in Baluchistan bis zum Kampfgebiet in Afghanistan, sind unsere Lepraassistenten Hoffnungsträger. Eigentlich war ich daran gewöhnt, dass es immer wieder gut ausgeht.

1960 habe ich in einer Bretterhütte in einem Slumviertel in Karachi mit dem Team die Lepraarbeit begonnen.

1962 sind wir in ein 20-Betten-Krankenhaus umgezogen, im Zentrum von Karachi, das Marie Adelaide Leprosy Centre. Unser MALC.

1965 haben wir mit der Regierung ein Nationales Leprabekämpfungsprogramm vereinbart.

1971 war das Behandlungsnetz über Pakistan geknüpft.

1980 wurde ich zum Nationalen Lepraberater der Regierung ernannt.

1982 bekamen wir den Status des Nationalen Lepra-ausbildungsinstitutes von Pakistan.

1984 bauten wir das Lepraprogramm in Afghanistan auf.

1996 hatten wir die Lepra im Griff.

2001 begannen wir mit der systematischen Rehabilitation aller Lepra-patienten.

2012 hatte ich meinen Nachfolger, von dem ich immer geträumt hatte.

2013 fand ich einen jungen Arzt, der verstand, worum es geht. Und schon 2012 haben wir mit CBR begonnen: *Community Based Rehabilitation*, also Arbeit für Behinderte, die bei den Menschen und ihrer Umgebung ansetzt.

Ein neues Kapitel beginnt. Worüber also beklage ich mich?

Ich habe es schon immer gesagt: Ich vertreibe mir meine Zeit mit Lepraarbeit in Pakistan. Eigentlich, eigentlich warte ich auf Seine Wiederkunft. Ob andere es verstehen oder nicht. Ich verstehe es ja auch nicht. Da gibt es einen Psalm. Und da steht: „... was ist der Grund meiner Traurigkeit? *That the ways of the Lord have changed*. Dass die Wege des Herrn sich geändert haben.“ Genau das ist meine Erfahrung.

Früher spürte ich Seine Gegenwart. Er war mir ständig gegenwärtig. Ich brauchte nur die Augen zuzumachen, immer war da irgendwie das fraglose Gefühl emotionalen Gehaltenseins. Und jetzt? Es sind tiefe Zweifel. Es ist genug. Ich habe weiß der Himmel viel Leid erlebt, nicht persönliches. Und was jetzt noch und immer wieder an Sinnlosigkeit in mein Leben hineinschwappt, das ist zu viel. Zu viel, um es ertragen zu können.

Was wird uns eigentlich zugemutet? Dass wir das Rohmaterial für die Wege des Herrn abgeben? Wie Israel bis zum Holocaust? Mit dem einzigen Unterschied, dass Er das selbst durchgemacht hat? Auf Golgatha. Aber Er hat es freiwillig durchgemacht. Hat Er? Wir doch nicht?

Aber Er hat uns durch sein Dabeisein gezeigt, dass Er uns liebt. Mein Gott. Dass Er uns liebt. Er hat uns die Freiheit gelassen. Und dann haben wir alles vermässelt (schau Dir

nur Pakistan an!), und dann ist Er auf unseren Wegen mitgegangen, Er hat uns Seine Liebe nicht anders zeigen können. Er, der Gott ist – und dann glaubt Er daran, dass wir das sehen und annehmen und glauben!

Natürlich war das Leben immer dasselbe. Es sind immer Busse in den Indus gestürzt. Und immer junge Menschen angeschossen worden, die dann ihr Leben lang schwerbehindert sind. Immer sind Frauen misshandelt worden und Kinder gestorben, weil keiner ihre Lungenentzündung behandelt hat. Irgendwie hat das aber in meinem Leben nicht die positiven Dinge überschatten können: die Vollmondnacht mit Arif – den Sonnenaufgang am Nanga Parbat – dass die Regierung Lepraabteilungen einrichtete – dass die Lepra zurückging und wir sie endlich im Griff hatten.

Jetzt weiß ich: Das Leben ist anders. Weil Er nicht eingegriffen hat, als es Seinem Sohn geschah. Und nicht eingreifen wird, auch wenn 280 Menschen bei einem Sonntagsgottesdienst sterben, durch den Terrorangriff blindwütender Fanatiker, die sich auf Allah berufen. Und dann sitzt ein dreijähriges Mädchen zwischen seiner toten Mutter und seinem toten Vater und fleht, sagt doch etwas –.

Das wird nicht das letzte Mal sein. Und ich muss damit leben.

Wie? Mit der hilflosen Geste der Veronika, die Ihm auf dem Kreuzweg ein Schweißstuch reichte? Manchmal, selten komme ich überhaupt an den Betroffenen heran. Dann ist es ja noch in Ordnung. Manchmal komme ich aber nur an die Statistiken.

Ich muss dann mit Krankenhausstatistiken leben lernen.

Nur: Wie?

Leben ist nicht banal. Natürlich kann man sich ablenken. Man kann vieles zudecken und betäuben. Auch Leben in der Oberflächlichkeit ist eine Möglichkeit des Aushaltens. Eine sehr reduzierte allerdings. Leben ist anders.

Dass Leben wirklich anders ist – wie kann man das klar machen? Wie kann man es vermitteln? Christen sollte das untreiben. Durch Gerede geht das bestimmt nicht und nicht durch Missionierung. Nur durch Zeugen, durch Menschen, die etwas erfahren haben und durchsichtig sind. Und die mit anderen gemeinsam etwas *tun*.

Wir wissen es doch im Innersten: Das Leben ist eigentlich nicht zu verstehen. Ich selber bin fromm geworden über die Naturwissenschaften, und da bin ich sicher nicht die einzige. Alles, was wir heute etwa in der Genetik wissen, unser rudimentäres Wissen etwa um den Aufbau einer DNA-Kette, ja schon eine ganz „normale“ Anatomie, kann einem den Atem verschlagen. Oder die Schönheit einer Blume.

Die Tür in eine andere Dimension ist offen. Oder zumindest angelehnt. Gleichgültig, womit man anfängt: Fragen, staunen, mutig etwas riskieren – das ist der Weg heraus aus dem Kerker der Banalität und der in sich selbst verschlossenen Zweckbestimmungen, heraus aus dem Gefängnis der Gleichgültigkeit, der Weg ins Offene.

Staunen – über sich, über die Welt, über die anderen. Darüber, wie Menschen miteinander umgehen. Über Vertrauen, so riskant es manchmal sein mag. Über Schmerz, über die Liebe, über die Bereitschaft zum Risiko: Ver-

trauen ist (ebenso wie die Liebe) immer ein Risiko, man gibt sich preis. Ich bin überzeugt, ohne das geschieht nichts, was über das Banale hinausgeht. Nichts Entscheidendes lässt sich planen, nichts einfordern. Man erfährt etwas, von dem man nicht weiß, ob oder wofür es gut ist – und es wird doch zu einem geheimen Schatz ...

Wer mit dem Staunen anfängt, wird kein Ende finden. Er wird sehen, dass unser Leben durchsickert und durchsetzt ist von etwas, was nicht banal ist. Sich dem Staunen hingeben und das wirkliche Leben willkommen heißen, wie es auf einen zukommt. Sich überraschen lassen. Und bewusst den Schritt tun: Das Jenseits des Banalen ausloten, den Fuß in das andere Land setzen. Das wirkliche Leben.

Nicht, dass ich einer naiven Haltung das Wort reden möchte. Das Erschrecken gehört zum Staunen, als die andere Seite: Denn auch das Leiden ist eine durchgehende Realität. Warum frisst die Amsel den Regenwurm? Warum ist die Evolution auf Leiden, Untergang, Schmerz aufgebaut? Das sind Fragen, die wehtun.

Aber auch das Erschrecken darüber: Hatte Gott wirklich keine anderen Möglichkeiten, Seine Liebe kundzutun, außer Seinem Sohn dieses exzessive Leid zuzumuten? Warum das Kreuz? Ich halte es für eine Beleidigung, das Kreuz als normal anzusehen. Diese domestizierten Kruzifixe in all den Zimmern, in denen ich schlafe, wenn ich in frommen Häusern unterwegs bin! Wenn ich alleine irgendwo übernachtete, habe ich sie prinzipiell ehrfürchtig von der Wand genommen und in den Schrank getan, bis ich wieder auszog ...